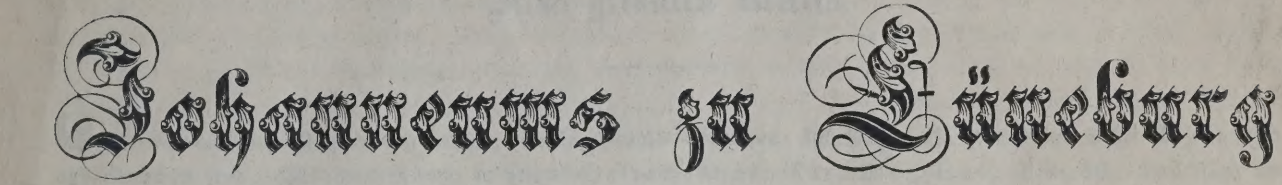
Programm

des



Ostern 1850.

Inhalt:

C. A.

Lüneburg.
Druck der von Sternschen Buchdruckerei.

1850.

Herrn Director Dr. Krüger
mit herzlichem Gruße
D. Hf

1. Prüfung des von Lachmann über die letzten Gesänge der Ilias gefällten Urteils.

Eins der härtesten Urteile von allen, welche jemals über den ästhetischen Wert eines poetischen Erzeugnisses ausgesprochen sind, fällt Lachmann in seinen Betrachtungen über die Ilias, Seite 80, hinsichtlich der letzten Bücher dieses Gedichtes.

Gegen die Patroklie oder gar gegen die noch edleren Teile der Ilias gehalten, sagt er, nähmen sich alle folgenden Bücher ärmlich und kühl aus. Die Gesänge XVIII. — XXII. verrieten eben so sehr einen einzigen Dichter, als sie für fast alle früheren Gesänge, grade heraus gesagt, zu schlecht wären.

Als Gründe dieses harten Urteils finden wir angegeben a. das gänzliche Verschwinden aller Griechischen Heroen außer Achilleus — b. die Masse von Erscheinungen und Wirkungen der Götter — c. die vielen Mythen — d. die Dürftigkeit der Bilder und Gleichnisse.

Daneben gesteht Lachmann zu, daß auch in diesen Büchern viel schönes sei; und meint, es könne der Dichter allerdings mehrere ältere Lieder zu einem größeren Liede vereinigt haben. Nur habe er denselben in seiner Überarbeitung so sehr seine eigene Farbe gegeben, daß niemand gern an eine Scheidung gehen werde.

Schwierig ist eine solche Scheidung allerdings und ich bin mir wohl bewust, daß das, was ich in meinen Quaestiones Homericae dazu getan habe, nur ein Versuch ist: allein solche Versuche müßen, wenn unsere Homerische Kritik nicht für immer im Kindesalter stehen bleiben soll, so oft wiederholt werden, bis wir wenigstens über die Hauptpunkte ins Klare gekommen sind. Es ist dies um so nötiger, als wir grade an den letzten Büchern der Ilias, in denen der Gang der Erzählung ein entschieden einheitlicher ist, am besten werden lernen können, in welcher Art die Ilias überhaupt zu ihrer jetzigen Gestaltung gelangt ist.

Ehe ich jedoch eins der erwähnten Bücher, was ich einer künftigen Gelegenheit vorbehalten muß, von neuem einer genaueren Betrachtung unterwerfe, kann ich nicht umhin, im allgemeinen näher auf die oben angeführten Gründe Lachmanns einzugehen.

1. Der erste dieser Gründe ist das gänzliche Verschwinden aller Griechischen Heroen außer Achilles.

Diesem Grunde kann ich auch nicht die mindeste Gültigkeit einräumen.

Dürfen wir nämlich annehmen, daß dem, was wir jetzt Ilias nennen, eine umfaßendere poetische Anlage zu Grunde liegt — mag diese nun von einem einzelnen hervorragenden Dichtertalente geschaffen, oder durch die poetische Begabung einer ganzen Zeit sagenartig entwickelt und gebildet sein —, so kann diese offenbar nichts anderes beabsichtigen als eine Verherrlichung des Hauptthelden der Griechen. Ich habe bei diesen ganz prosaischen Worten nur das Endziel des ganzen Gedichtes im Auge und gehe gar nicht darauf ein, auf welches Fundament dieses Gebäude gelegt ist. Denn es versteht sich von selbst, daß das ganze Gedicht nur dann großartig werden und ergreifend wirken konnte, wenn die Grundlage desselben eine sittliche war; wenn das Gefühl des Rechts und Unrechts in Anspruch genommen und eine Versündigung, eine solche Kränkung des Gefühls persönlichen Wertes

dem Ganzen untergelegt wurde, daß es genügend gerechtfertigt erschien, wenn der größte Held sich von der nationalen und deshalb heiligen Sache in stolzer Unbeugsamkeit zurückzog. Jene Verherrlichung aber ist einesteils so zu sagen negativ, anderenteils positiv von dem Dichter durchgeführt. Denn in den ersten siebenzehn Büchern hat der Dichter, wie Göthe so treffend bemerkt, die schwierige Aufgabe gelöst seinen Helden durch nichts anderes als dessen eigene Untätigkeit ins helle Licht zu stellen: und mag noch so manche Partie in diesen Büchern späteren Ursprungs sein; so viel bleibt doch gewis, daß die ganze Anlage des Gedichtes darauf hingehen muste die Tapferkeit der übrigen Griechischen Helden hervorzuheben, grade um ihre Fruchtlosigkeit im Vergleiche mit Achilleus' Heldenkraft um so schlagender nachzuweisen. Dabei findet denn jeder Griechische Hauptheld Spielraum für eine Aristeia, und eben dadurch wird das Ganze ein nationales Gedicht, in dem fast jede Griechische Landschaft einen ihrer Heroen gefeiert fand. Und als nun alle diese verschiedenen Helden die hereinbrechende Woge des Unglücks nicht abzuwehren vermögen; als selbst die Stammgenoßen des Achilleus mit seinem tapfersten Freunde, mit Achills Wagen und Waffen gerüstet, nur auf einen Augenblick Aufschub bewirken können und endlich auch sie nach dem Verluste ihres Führers besiegt zu den Schiffen zurückweichen: da ist der Augenblick da, in welchem Achills Erscheinen notwendig wird. Das aber wird nun auch jeder zugestehen, daß dieses Erscheinen großartig vorbereitet ist. Ist dies aber der Fall; so muß entweder der großartigen Vorbereitung auch ein großartiges Auftreten entsprechen, oder der Dichter hat sich vergriffen. Schon deshalb ist es gerechtfertigt, daß die übrigen Helden neben Achilles verschwinden. Aber es giebt auch noch einen anderen Grund dafür. Meine Leser mögen nur nicht erwarten, daß ich hier erwähne, Odysseus, Diomedes, Agamemnon seien ja durch ihre Verwundung schon kampfunfähig: dies ist auch ein Grund, aber er reicht nicht aus. Nein, auch wenn dies nicht der Fall wäre; der Dichter hätte sie verschwinden laßen müßen, sobald er richtiges Gefühl besaß. Oder sollte er die Helden, die er jeden einzeln gefeiert, jetzt zu Handlangern herabsinken laßen? Davor hat ihn sein feiner Tact bewahrt.

Es ist mir, wenn ich an jene Aristieen denke, welche alle auf den Achilleus hinweisen, als sähe ich eine Menge schöner Ströme dahin ziehen, welche einer nach dem andern ihre Gewäßer dem einen großen Hauptstrome zuführen, der durch sie groß und majestätisch wird, aber mit ihren Fluten auch ihre Namen hinwegnimmt.

So viel fehlt daran, daß ich diesem ersten Grunde Lachmanns irgend eine Berechtigung zugestehen könnte.

2. Zweitens findet Lachmann die Masse von Erscheinungen und Wirkungen der Götter in diesen Büchern anstößig.

Auch dieser Punkt ist zuerst einer genaueren Vergleichung zu unterziehen.

Es versteht sich aber hiebei von selbst, daß hier alle Scenen nicht in Betracht kommen, welche lediglich innerhalb der Götterwelt spielen. Diese Scenen hat auch Lachmann gewis nicht gemeint. Denn die Götterwelt ist eben so gut Object der epischen Dichtung als die Menschenwelt; und wollte man daran Anstoß nehmen, wohin sollte man dann wohl mit dem achten Buche der Ilias kommen? Es kann also nur die Rede sein von dem Verkehr der Götter mit den Menschen und ihrem unmittelbaren Eingreifen in den Lauf der Begebenheiten. Und auch in diesem Punkte müßen wir das Verhältnis des Achilles zu seiner Mutter ganz bei Seite setzen. Bekommt der Dichter durch dieses Verhältnis eine Gottheit mehr in den Gang seiner Dichtung; so kann dies nicht als etwas auffallendes gelten, sondern liegt in der Sage und den an sich außerordentlichen Verhältnissen des Hauptthelden.

Sehen wir also von diesen Punkten ab und vergleichen nun die etwa 1400 Verse vom Anfange des dritten Buches bis zur Mitte des fünften (die zweite Hälfte des fünften würde unserem Vergleiche noch günstiger sein; aber ich halte sie für jüngeren Ursprungs und will sie deshalb nicht benutzen) mit dem achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Buche, welche ungefähr eben so viele Verse enthalten: so fällt der Vergleich offenbar zu Gunsten der letzteren aus.

In der ersteren Masse erscheinen persönliche Einwirkungen der Götter III, 120. 380 ff. IV, 75. 129. V, 1. 30. 122. 290 (312 ff. laße ich aus, weil ich der Aphrodite als Mutter des Aeneas dasselbe Recht zugestehen muß wie der Thetis) —; in der letzteren XVIII, 166 ff. 203. XIX, 353. XX, 79. 319. 375.

Aber überhaupt gebe ich auf diese Vergleichung nicht sehr viel. Denn das Wesentliche in den fünf Gesängen der Ilias, von denen wir reden, bleibt doch unter allen Umständen das, daß hier die äußerste Entscheidung desjenigen liegt, was in allen früheren Gesängen nur vorbereitet wurde. Hier müßen sich also alle Kräfte, und namentlich die mächtigsten, concentrieren und somit ist eine vermehrte Einwirkung der Götter nicht bloß natürlich, sondern sogar notwendig. Etwas ganz anderes wäre es, wenn man nachweisen könnte, daß der Dichter diese Einwirkung im ganzen ungeschickt angelegt hätte. Dies hat sich aber nur in Einzelheiten nachweisen laßen und in allen diesen Fällen ist zugleich aus sprachlichen und metrischen Gründen ein jüngerer Ursprung nachweisbar.

Dies trifft z. B. auch bei dem großen Götterkampfe im einundzwanzigsten Buche ein, während noch niemand den Anfang des zwanzigsten Buches hat angreifen mögen. Im Gegenteil hat jeder hier die Großartigkeit der poetischen Darstellung vollständig anerkannt.

3. Was nun Lachmanns dritten Grund anlangt, die vielen Mythen in diesen Büchern; so gilt dieser eigentlich nur von wenigen Stellen, bei denen ebenfalls späterer Ursprung nachweisbar ist. So z. B. XX, 215 — 241. XXI, 436 ff. XIX, 95 ff. Nimmt man diese Stellen aus, so möchten sich wohl in andern Gesängen der Ilias leicht eben so viele Mythen nachweisen laßen wie in diesen. Lachmann hat indes diesen Grund nicht weiter ausgeführt.

4. Nun zum vierten Grunde, zu der Dürftigkeit der Bilder und Gleichnisse.

Es ist bekannt, daß die Menge der Vergleichungen in der Ilias diesem Gedichte einen besonderen Reiz verleiht und gern folgt man dem Dichter, wenn er seine Vergleichungen sorgfältig selbst in Einzelheiten ausmalt. Aber eine ganz andere Frage ist es doch, ob man die Vergleichungen zu einem entschiedenen Erkennungszeichen vollkommener oder unvollkommener epischer Poesie machen darf.

Da tritt es uns zuerst entgegen, daß das in fast allen Beziehungen so ausgezeichnete erste Buch der Ilias außer den kurzen Worten „er schritt daher der Nacht gleich“ und „seine Augen glichen glänzendem Feuer“ sich überhaupt auf Vergleichungen nicht einläßt, ohne deshalb von jemand getadelt zu werden. Da dürfen wir nicht vergeßen, daß das sechste und siebente Buch und eben so zwei Drittel des vierzehnten sehr arm an Vergleichungen sind und doch gewis in diesen Büchern eine Fülle ächter Homerischer Poesie zu finden ist. Eben so wenig findet sich im neunten Buche irgend eine Vergleichung. Und endlich ist es ja bekannt genug, daß in der Odyssee überhaupt die Vergleichungen selten sind und sich an Zahl zu den Vergleichungen in der Ilias ungefähr wie 1 zu 5 verhalten.

Es liegt in dem Angeführten Grund genug zur Vorsicht bei einem derartigen Urteile: jedenfalls ist so viel klar, daß die Menge der Vergleichungen nicht entscheiden kann. Wollen wir aber auf diesen Punkt specieller eingehen, so werden wir in dem dritten und vierten Buche und in der ersten Hälfte des fünften zwanzig Vergleichungen und im zwanzigsten, einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Buche grade eben so viele finden. Dagegen ist die ruhigere Erzählung, welche im achtzehnten und neunzehnten Buche vorherrscht, den Vergleichungen eben so wenig günstig als das erste, sechste, siebente und zehnte Buch und die ganze Odyssee.

In den Scenen des Kampfes findet sich natürlich ein größerer Wechsel der Situationen und damit eine größere Menge der Vergleichungen, welche vortrefflich geeignet ist einer Ermüdung des Zuhörers vorzubeugen. Denn wechseln auch die Situationen noch so sehr, im Grunde sind sie sich doch ähnlich und könnten deshalb leicht ermüden. Will man also richtig urteilen, so muß man diejenigen Teile der Ilias mit einander vergleichen, in denen gleiche Gegenstände behandelt werden: also Kampf nur mit Kampf, ruhige Erzählung nur mit ruhiger Er=

zählung. Daß nur dies der richtige Weg ist, wird sogleich klar, sobald man genau das achtzehnte Buch betrachtet. In diesem nehmen die Kampfsceenen nur den geringen Raum von V. 148 — 166 und 203 — 242 ein und doch finden sich hier von fünf Gleichnissen des ganzen Buches nicht weniger als drei: 161, 207, 219. Je mehr Einzelkämpfe nun in einem Buche vorkommen, desto häufiger pflegen die Gleichnisse zu erscheinen und so darf es uns nicht wundern, wenn im dreizehnten, funfzehnten, sechszehnten und siebenzehnten Buche die Zahl der Gleichnisse bedeutend größer ist als in fast allen Büchern. Das dreizehnte enthält deren in 837 Versen vierzehn, das funfzehnte in 746 Versen funfzehn, das sechszehnte in 867 Versen siebenzehn, das siebenzehnte sogar in 761 Versen achtzehn.

Wie sich nun die Richtigkeit der obigen Bemerkung schwerlich bezweifeln läßt; so bin ich doch weit davon entfernt zu behaupten, daß die verschiedenen Dichter der Gesänge, welche jetzt in der Ilias vereinigt vor uns liegen, sich hinsichtlich der Gleichnisse in nichts unterscheiden.

Aus der Menge der Gleichnisse freilich wird im ganzen viel schwerer auf eine Verschiedenheit der einzelnen Dichter zu schließen sein. Denn abgesehen von der Verschiedenheit des behandelten Gegenstandes, die wir eben als sehr wichtig und wirksam bezeichnet haben, kommt hier noch der Umstand in Betracht, daß, wo einmal eine auffallende Menge von Gleichnissen erscheint (wie im zweiten Buche, V. 455 — 483; im vierten von V. 422 an; im eilften V. 546 — 560; im siebenzehnten von V. 725 an), regelmäßig ein bedeutender Abschnitt in der Erzählung gemacht wird und dabei ein glühenderes poetisches Colorit ganz gerechtfertigt ist.

Etwas anderes aber ist es um die Art der Ausführung dieser Vergleichungen und um das Eingehen ins Detail bei denselben. In dieser Beziehung möchte sich bei genauer Betrachtung wohl ein Unterschied zwischen einzelnen Teilen der Ilias finden laßen.

Hier drängt sich uns aber sogleich die Frage auf, ist die sorgfältige Ausführung des Details Zeichen jüngeren oder älteren Ursprungs?

Ziehen wir nun die Geschichte der Kunst bei Entscheidung dieser Frage zu Rate; so zeigen alle vorklassischen Perioden, weil sie regelmäßig an der Beherrschung des Stofflichen durch die Technik, arbeiten, eine sorgfältige, aber noch etwas harte Behandlung des Details; alle nachklassischen Perioden behandeln das Beiwerk mit vorzüglicher Neigung und mit Vorliebe; nur die eigentlich klassischen Kunstperioden halten das richtige Maaß und verlieren sich weder in die Fülle des Details, noch entraten sie des aus ihm zu ziehenden Schmuckes. Wenden wir dies auf Homer an, so können wir wohl zuerst von der vorklassischen Zeit der Epik absehen und für jetzt noch annehmen, daß wir aus dieser Zeit im Homer kein Überbleibsel haben. Es fragt sich also nur noch, welche Gleichnisse haben wir als nachklassische anzusehn?

Von vorn herein und ohne alles Bedenken wird hier jeder antworten müßen: unter allen Umständen diejenigen, in denen das eigentliche tertium comparationis entweder durch eine breitere Ausführung der Nebenpunkte verdunkelt wird oder überhaupt nur unklar hervortritt.

Mit Unrecht würde man dagegen von der klassischen Epik fordern, daß jedes Gleichnis eine reiche Detailausführung böte: im Gegenteil muß auch in dieser Beziehung Maaß herrschen und die genauere Detailausführung muß, wenn sie auftritt, nur das herbeibringen, was mit dem tertium comparationis zusammengehört. Es muß, kurz gesagt, jede Einzelheit auf den Hauptpunkt hinwirken und dazu dienen ihn ins klare Licht zu stellen. Ist dies Urteil richtig, so wird die schönste Zeit der Epik eben so gut kürzere Gleichnisse gebildet haben als längere; und bei Beurteilung derselben werden wir den inneren Zusammenhang der einzelnen Züge besonders zu berücksichtigen haben.

Um nun genauer über Einzelnes in den von Lachmann erwähnten fünf Büchern urteilen zu können, will ich vorher die Gleichnisse des dreizehnten Buches, welches allgemein als eins der vollendeteren angesehen wird und an schönen Gleichnissen reich ist, einer Betrachtung unterziehen.

Von den vierzehn Gleichnissen dieses Buches sind bei weitem die meisten nur kurz. Drei derselben beschränken sich auf den Raum von je zwei Versen: 102. 492. 571. Bei diesen ist an eine Detailausführung nicht zu denken. Sechs andere nehmen je drei Verse in Anspruch: 62. 198. 241. 334. 389. 588. Auch in diesen Gleichnissen findet sich kein unnötiges Beiwerk. Denn in dem Gleichnisse vom Staubwirbel ist Vers 335 unbedingt notwendig; in dem vom Habicht (V. 62) ist der Zusatz ἀπ' αἰγίλιπος πέτρης ἀρθείς zur Bezeichnung des Herabstoßens des Raubvogels nicht anders als passend; in dem vom Blitze (241) endlich wird keiner, dem die Griechische Anschauungsweise gegenwärtig ist, den Zusatz ἥντε Κρονίων χειρὶ λαβὼν ἐτίναξεν ἀπ' αἰγλήεντος Ὀλύμπου δεικνὺς σῆμα βροτοῖσιν anstößig finden. Der Grieche dachte diese Naturerscheinung überhaupt nicht anders. Weiter ausgeführt sind die übrigen fünf Gleichnisse, von denen drei je fünf Verse füllen: 471. 703. 795. In dem ersten dieser Gleichnisse, der Schilderung des Ebers, ist kein überflüßiger Zug; in dem letzten, der Schilderung des durch Gewittersturm aufgeregten wellenreichen Meeres, eben so wenig; und selbst in dem zweiten schildert der Vers 705 und die letzte Hälfte des Verses 707 das mühevolle aber auch erfolgreiche Wirken der beiden Aias durchaus passend und ohne daß diese Züge störend zwischen die übrigen träten. Es bleiben nun noch zwei Gleichnisse übrig, welche je sechs Verse einnehmen: 137. 297. In dem ersten dieser beiden, dem vom herabrollenden Felsstücke, sind die beiden Verse 138. 139 zur Erklärung einer nicht gerade jeden Tag vorkommenden Erscheinung wohl notwendig; und Vers 140 bezeichnet die Kraft und den Ungestüm des Sturzes, mit Rücksicht auf das εἵως μὲν ἀπείλει (143), außerordentlich treffend um ihm nachher das endliche Aufhören desto schärfer entgegenzustellen. Anders steht es um das Gleichnis V. 297. Man sieht nicht recht ein, was die letzten drei Verse dort sollen und über Ephyrer und Phlegyer wißen uns weder die Scholien, noch der Hymnus auf Apollo V. 278, noch Strabo 8, 330. 338. 9, 442 klaren Bescheid zu geben. Nur so viel bleibt fest, beide Völkerstämme sind kriegerisch; und wenn die Worte οὐδ' ἄρα τώγε ἔκλυον ἀμφοτέρων, ἑτέροισι δὲ κῦδος ἔδωκαν irgend eine Bedeutung haben sollen, so müßen beide Völker als gegen einander Krieg führend gedacht werden. Unter diesen Umständen müßen wir also gestehen, daß uns das richtige Verständnis noch fehlt. Doch kann man vielleicht einen Schritt weiter gehen und die letzten Verse des Gleichnisses als späteren Zusatz ansehn. Dann würden wir die beiden Völker etwa als mythische Völker anzusehen haben und vielleicht den Dichter wiederfinden, der uns an andern jüngeren Stellen der Ilias mit den Arimern (II, 783), Hippemolgen und Abiern (XIII, 5. 6), so wie mit den Pygmäen (III, 6) beschenkt hat. Ich erlaube mir hier auf das hinzuweisen, was ich in Schneidewins Philologus, Jahrgang 1848, S. 205, gesagt habe. Jedenfalls wird im dreizehnten Buche bei den unserer Stelle benachbarten Versen 345 — 360, wo eine der Homerischen Poesie fremde Recapitulation anzutreffen ist, die Hand eines Überarbeiters nicht zu verkennen sein.

So viel geht gewis aus dieser Betrachtung der im dreizehnten Buche enthaltenen Gleichnisse hervor, daß die Mehrzahl derselben keine breitere Detailausführung zeigt. Erkennen wir trotz dem in diesem Buche ächthomerische Poesie; so ergibt sich von selbst, daß die Kürze der Gleichnisse kein Beweis der Unächtheit sein kann. Man wird im Gegenteil zugeben müßen, daß in einigen der schönsten Teile der Ilias in den Gleichnissen eine gewisse Knappheit herrscht.

Weniger gedrungen und knapp sind im Vergleiche zu denen des dreizehnten Buches schon die des siebenzehnten. Denn während von den vierzehn Gleichnissen jenes Buches nur fünf über den Raum von drei Versen hinausgiengen, gehen von den achtzehn Gleichnissen des siebenzehnten Buches nicht weniger als eilf über diese Zahl von Versen hinaus. Doch umfaßen nur zwei Gleichnisse mehr als sechs Verse: 61. 657, von denen das letzte sogar acht Verse enthält.

Eine noch umfangreichere Detailausführung findet sich in den Gleichnissen des zwölften Buches. Dieses enthält neun Gleichnisse. Nur vier derselben beschränken sich auf drei Verse: 132. 156. 421. 433. Über sechs

Verse gehen hinaus: 41 (acht Verse), 278 (neun Verse), 299 (acht Verse). Von den beiden übrigen enthält das in V. 146 ff. fünf Verse, das in V. 167 ff. vier Verse.

Aus dieser Zusammenstellung ergibt es sich, daß auch hinsichtlich der Ausführung der Gleichnisse ein bedeutender Unterschied zwischen den einzelnen Büchern obwaltet. Und mögen uns nun immer solche Detailausführungen ansprechen, so tun wir doch Unrecht sie überall zu fordern. Denn teils gewähren manche passend zur Vergleichung herangezogenen Gegenstände der Phantasie keinen weiten Spielraum, teils liegt für den Dichter die Gefahr nahe sich ins Einzelne zu verlieren. Dies ist z. B. in XII, 278 in den drei letzten Versen der Fall, obgleich die Entgegenstellung des schneebedeckten Landes und des dagegen dunkel abstechenden Meeres selbst in diesen Versen jeden anziehen wird.

Doch wir kehren zu den von Lachmann angegriffenen fünf Büchern zurück und wiederholen nur noch einmal, daß die Menge der Gleichnisse in diesen Büchern, wenn man den Inhalt der Erzählung gebührend berücksichtigt, keineswegs gering ist.*)

Wir haben jetzt die Ausführung zu betrachten.

Von den siebenundzwanzig Gleichnissen dieser Bücher beschränken sich auf zwei Verse im ganzen acht, also fast der dritte Teil der ganzen Masse. Von diesen gehören allein vier dem achtzehnten und neunzehnten Buche an: XVIII, 161. 219. 600. XIX, 357. Auf drei Verse beschränken sich XX, 403. 490. 494. XXI, 12. 363. 493. 522. XXII, 93. 162. 308. Über den Raum von drei Versen gehen also neun, der dritte Teil der ganzen Anzahl, hinaus. Mehr als sechs Verse enthalten nur XVIII, 207. XX, 165 (neun Verse).

Es folgt hieraus, daß die Mehrzahl der Gleichnisse sich fast in demselben Umfange hält, welcher im dreizehnten Buche der gewöhnliche ist. Dagegen stehen sie den Gleichnissen des siebenzehnten Buches, besonders aber denen des zwölften, an Umfang nach.

Im allgemeinen würden wir also schließen müßen, es gehörten unsere Bücher der nachklassischen Periode nicht an.

Betrachten wir nun die Detailausführung.

Die Gleichnisse, welche nicht über zwei Verse enthalten, können mit unnützem Detail nicht überladen sein. Es sind XVIII, 161. 219. 600. XIX, 357. XXI, 346. XXII, 23. 199. 317. Der Satz in XXI, 347: χαίρει δέ μιν ὅςτις ἐϑείρῃ enthält nichts weiter als den Sinn „zur Freude des Bebauers"; kann also eben so wenig auffallen wie der relative Satz in XIII, 796, der den Sturm näher als Gewittersturm bezeichnet. Auffallender könnte schon in XXII, 200 die Wiederholung οὐϑ' ὁ διώκειν sein, wenn wir nicht wüßten, daß grade die letzten Bücher der Ilias in der mehrfach angewandten Epanalepsis (z. B. XX, 372. XXII, 128) eine ähnliche poetische Figur bieten, die man doch nicht deshalb tadeln kann, weil sie grade in diesen Büchern vorkommt.

Eben so wenig ist in den Gleichnissen, welche sich auf drei Verse beschränken, Überladung mit Detail zu finden: XX, 403. 490. 495. XXI, 12. 363. 493. 522. XXII, 23. 93. 162. 308.

Weiter ausgeführt sind XVIII, 207. 319. XIX, 375. XX, 165. XXI, 257. 573. XXII, 26. 139. 189. Auffallen kann bei XVIII, 207, daß bei dem Feuersignale Tag und Nacht unterschieden werden. Allein es ist doch nur ein und derselbe Gegenstand, welcher zur Vergleichung angewandt wird und das αἰϑέρ' ἵκηται in 207, und das ὑψόσε ἀΐσσουσα in 211 laßen uns das tertium comparationis nicht aus den Augen verlieren. Dagegen sind die Schiffer auf stürmischem Meere in XIX, 375 jedenfalls ein unnötiger dem Vergleiche fremder Gegenstand. In XXI, 257. bezieht sich das Geräusch der Kiesel auf das in 256 erwähnte ὀρυμαγδῷ unleugbar zurück und ebenso ist in allen übrigen Vergleichungen nichts, dessen Beziehung zum Ganzen unklar

*) XVIII, 161. 207. 219. 319. 600. — XIX, 357. 357. — XX, 165. 403. 490. 495. — XXI, 12. 257. 346. 363. 493. 522. 573. — XXII, 23. 26. 93. 139. 162. 189. 199. 308. 317.

wäre. Denn selbst XVIII, 321. ist durch das Folgende (*μάλα γὰρ δριμὺς χόλος αἵρει*) genügend gerechtfertigt.

Und betrachten wir nun diese Gleichnisse rücksichtlich der Schönheit ihrer Ausführung; so ist es nicht zu verkennen, daß mehrere derselben gradezu zu den ausgezeichnetsten im ganzen Homer gehören. Dahin rechne ich wegen des bezeichnenden Versbaues z. B. XXII, 139. Nicht weniger Lob verdienen XXI, 573 und 257. Vielleicht das vollendetste aller Homerischen Gleichnisse ist aber die Löwenjagd in XX, 165, welche trotz ihrer reichen Detailausführung nicht einen einzigen störenden Zug bietet.

So kann ich denn auch diesen vierten Grund Lachmanns nicht als einen zutreffenden ansehen; sondern muß der Meinung sein, daß aus allen vier von ihm angeführten Gründen das jüngere Alter unserer fünf Bücher sich nicht wird beweisen laßen.

Wenn ich dagegen nicht in Abrede stelle, daß neben ausgezeichneten poetischen Schönheiten dieser Bücher, welche von Lachmann vielleicht nicht genügend gewürdigt sind, allerdings größere Partieen nicht den Eindruck klassisch vollendeter Epik machen: so wird doch dies auf andere Weise als auf die von Lachmann versuchte bewiesen werden müßen. Es wird mir gestattet sein diesen Beweis in einem der nächsten Programme zu versuchen.

2. Ueber nationale Bildung. Eine Schulrede.*)

Hochverehrte Anwesende!

Wie die öffentlichen Prüfungen der verfloßenen Tage allen, welchen unser höheres Schulwesen am Herzen liegt, die Gelegenheit geboten haben die wißenschaftliche und methodische Seite unserer Anstalt kennen zu lernen und in den Zusammenhang und die Gliederung ihrer einzelnen Teile hineinzuschauen: so werden wir heute die sittliche Seite derselben ohne Entstellung und mit Vermeidung alles und jedes Scheines — einfach, klar und offen — der öffentlichen Kenntnisnahme unterwerfen.

Ehe wir jedoch dazu übergehen, verlangt ein seit langer Zeit hier bestehender Gebrauch von mir, daß ich über den einen oder den anderen das Leben der Schule berührenden Punkt mich ausspreche. Diesem Gebrauche füge ich mich um so lieber als er mir im Laufe der Jahre Gelegenheit bieten wird die wichtigsten unser Erziehungswesen betreffenden Fragen dem größeren Publicum vorzulegen.

Von allen Forderungen nun, welche man in neuerer Zeit an die höheren Unterrichtsanstalten gestellt hat, ist uns keine mit größerer Energie entgegengehalten und hat keine im Bewustsein des Publicums, ja ich möchte fast sagen im Volksbewustsein, einen größeren Anklang gefunden als die Forderung einer

nationalen Ausbildung

unserer Jugend.

Gehen Sie, h. A., zuerst mit mir auf einen Augenblick zurück in das verfloßene Jahrhundert: laßen Sie uns sehen, ob wir auch da diese Forderung ausgesprochen finden? Aber Sie wißen es ja alle, damals war eine solche Forderung fast unmöglich: kaum findet sich bei wenigen eine Ahnung davon. — Damals saß auf dem Throne von Preussen einer der größten Männer, die die Geschichte kennt, der große Friedrich, der sich selbst einen Philosophen nannte und von dem Willen ein Deutscher zu sein weit entfernt war — damals schrieb der edle Joseph II. an die Pforten seines Augartens die Worte: allen Menschen gewidmet von ihrem Freunde — damals glühte man in dem Gedanken eines Weltbürgertums und der Name Kosmopolit war ein Ehrenname: und als am Ende des Jahrhunderts gar jene in ihrem Verlaufe so gräßliche Revolution bei unsern Nachbaren im Westen ausbrach, welche alle geschichtliche Erinnerungen zu verlöschen suchte; da war es das Streben und die glühendste Sehnsucht so vieler und grade der edelsten Geister, es sollte nicht mehr Nation gegen Nation stehen, sondern es sollte die Bevölkerung unserer Erde sich brüderlich die Hände reichen und eins werden im Streben, in Bildung, in Freiheit.

O es ist etwas schönes in diesem Gedanken: er ist groß und erhaben, und dem Worte unseres idealsten Dichters:

seid umschlungen, Millionen!

wird und darf unsere Anerkennung nimmer fehlen.

---

*) Das allgemeine Interesse, welches der behandelte Gegenstand in unserer Zeit findet, wird hoffentlich den Abdruck dieser am 31sten März 1849 im Johanneum gehaltenen Rede rechtfertigen.

Aber wie? Ist denn seit funfzig Jahren die Welt eine andere geworden? Ist es denn wirklich wahr, was der große Perikles einst sagte: die Gedanken und Gesinnungen der Menschen ändern sich wider alle Berechnung? Warum fordert man denn jetzt eine nationale Bildung?

Erklärbar ist jener Umschwung der Ansichten allerdings. Es brach ja eine Zeit herein über Europa und namentlich über unser Deutsches Vaterland, wie sie nicht oft schwerer gewesen ist: und der Hohn, mit dem der fremde Sieger überall auftrat, wo seine eiserne Hand den Widerstand gebrochen hatte, ließ die unterjochten Völker einkehren in ihr eigenes Inneres, weckte das Gefühl der verletzten Eigentümlichkeit und ließ sie in diesem Gefühle die Kraft finden das verhaßte Joch abzuschütteln. Von da ab entwickelte sich das Nationalgefühl — erloschen war es ja niemals ganz gewesen — von neuem in immer größer werdender Stärke: und was jetzt in Deutschland sein Ziel ist, das liegt ja so deutlich vor aller Augen, daß ich es nicht zu erwähnen brauche. — So ist es denn wohl genügend erklärt, weshalb man jetzt eine nationale Ausbildung den höheren Schulanstalten zur Pflicht macht.

Sehen wir jetzt, was jene Forderung eigentlich sagen will?

Sie kann nur zweierlei in sich schließen:

erstens, wir sollen unsere Schüler zu Deutschen bilden, sollen den Deutschen Sinn und Charakter in ihnen hegen und pflegen;

zweitens, wir sollen, um das zu erreichen, die Mittel zu dieser Bildung, die Bildungsstoffe, aus der Bildung unseres Volkes entnehmen.

Bleiben wir zuerst bei diesem zweiten Punkte stehen; so drängt sich uns die Frage auf, welche Mittel sind das?

Wir haben mit entschieden nationalem Gepräge eine Deutsche Musik, eine Deutsche Baukunst, eine Deutsche Malerei, eine Deutsche Geschichte, eine Deutsche Sprache und Literatur: und in allen diesen Zweigen hat sich der Deutsche Geist in einer Größe und Erhabenheit entfaltet, daß er von keinem andern Volksgeiste übertroffen ist. Welches Volk könnte unserer Musik eine gleiche an die Seite stellen? Und was unsere Baukunst anlangt, so ragen die Dome unseres Mittelalters hoch hinauf in die Wolken und in ihren himmelan strebenden Türmen, in dem steinernen Hochwalde ihrer Säulen drückt sich die religiöse Begeisterung, die tiefe Andacht des Deutschen Gemütes auf eine wunderbar ergreifende Weise aus. Welche Zierlichkeit, welche kindliche Einfalt endlich herrscht nicht in den Werken der altdeutschen Malerei. Warlich groß und herrlich ist das alles! — Aber in die Schule gehören diese drei Künste wenigstens in so fern nicht, als sie nicht für jeden passen, als sie nicht allgemein genug sind: Künstler sollen wir ja nicht bilden. Selbst bei dem Unterrichte der erwachsenen Jugend können wir nur so weit auf diese Künste Rücksicht nehmen, daß wir darauf hinweisen und Auge und Herz unserer Schüler dafür offen erhalten.

So bleiben uns denn nur unsere Geschichte und unsere Sprache und Literatur als Bildungsmittel von allgemeinerem Umfange. Beide sind über mein Lob erhaben und es versteht sich ja wohl von selbst, daß wenigstens eine Vernachläßigung beider in unserer Zeit unmöglich ist.

Aber etwas ganz anderes ist es, ob diese Mittel allein für eine Bildung, wie sie unsere Zeit verlangt, ausreichend sind. Und hier muß und kann ich nicht anders sagen, als „nein, sie reichen nicht aus“.

Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, daß der Weltverkehr, der seit 300 Jahren eingetreten ist; dieses lebendige und allseitige Ineinandergreifen aller Teile der Erde uns schon von selbst zur Erlernung anderer Sprachen hintreibt: das ist ja ein ganz practisches Bedürfnis. — Aber unsere Literatur? Gewis die wollen wir mit Liebe und Achtung auch auf der Schule treiben: aber ausreichen kann auch sie nicht. Denn die Deutsche Literatur des Mittelalters kann uns zwar anziehen; aber eine allseitig bildende Kraft kann ich ihr schon deshalb nicht zuschreiben, weil, so hoch ich auch ihre Natürlichkeit achte, doch der Gedankenkreis, den sie umfaßt,

so eng ist, daß er selbst für unsere Jugend nicht genügt. Und wo ist denn in unserer neueren Literatur, so hoch sie auch steht, der Riesengeist eines Shakespear; wo die wunderbare Kraft und Lieblichkeit eines Homer; wo die Komik des Aristophanes und Molière? Wie viele Schriftsteller haben jene durchsichtige und glatte Klarheit der Französischen Prosa? Wie viele unserer Historiker können wir neben die Griechen und Römer stellen? Nein fürwahr, nicht das nationale Mittel macht den Unterricht und die Bildung tüchtig; sondern allein die Güte des Mittels. Es gibt in dieser Hinsicht nur einen einzigen wahren Grundsatz. Der heißt: für den Unterricht der Jugend müßen wir das Beste nehmen, mögen wir es finden wo wir wollen; nur das Beste ist gut genug.

Und unsere Geschichte? Nun die brauche ich ja nicht zu preisen, und die Jugend für sie zu begeistern ist wahrlich nicht schwer. Wer hörte es nicht mit inniger Freude, wie der große Karl das heilige Römische Reich Deutscher Nation gründete und sein Befehl galt überall? Wie unter jenem Otto die starken Söhne des mitternächtlichen Landes dreimal über die Alpen hinabzogen in das sonnenwarme Italien? Wer hörte nicht gern vom unglücklichen vierten Heinrich und wem hätte nicht, wenn er den Felsen betrat, auf dem einst die Harzburg thronte, die Stimme der Geschichte zugerufen: ziehe deine Schuhe aus, hier ist heiliges Land? Wen erfreute es nicht, wenn er las, daß auf dem Markte von Coblenz neben dem Deutschen Kaiser hülfesuchend der große Eduard von England auf niedrigerem Throne saß? Daß in der Zeit, wo die Macht des Reiches schon im Sinken war, die Deutschen Städte gegen Kopenhagen 260 Schiffe sandten, neben denen die Dänischen aussahen wie Kapellen neben den Kirchen? Daß noch 1414 in Kostnitz der Deutsche Kaiser als das Oberhaupt der ganzen Christenheit dastand?

Aber dennoch, wer bloß Deutsche Geschichte gelernt hat, der versteht unsere Zeit und unser jetziges Leben noch lange nicht. Denn wer wißen will, welchen Segen sowohl als auch welches Unheil die absolute Fürstenmacht über die Völker gebracht hat, der muß die Spanische und Französische; wer Schaden und Vorteil der entschiedenen Demokratie kennen lernen will, der muß die Geschichte von Athen, von Rom, von Florenz kennen; wer das constitutionelle Leben verstehen will, der muß die Geschichte von England studieren. Ich könnte der Beispiele noch mehrere nennen, aus denen es klar wird, daß wir zum vollen Verständnis unserer Zeit nicht bloß unsere Vergangenheit kennen müßen: aber ich will davon ganz schweigen und nur noch erwähnen, daß es für den gebildeten Mann nicht ausreicht bloß eine Seite des Völkerlebens zu kennen; sondern daß man auch wißen muß, es gibt Völker, deren ganzes Sein und Denken ein anderes ist. Oder sollten wir wirklich jene Orientalen ganz außer Acht laßen, deren Staaten ein rasches großartiges Aufblühen und einen eben so schnellen Untergang zeigen, und die doch wieder so manches geschaffen haben, was wir Abendländer nimmer hervorgebracht hätten? O nein; man verstopfe uns doch nicht die Quellen des allseitigen Erkenntnisses, mögen sie fließen und entspringen wo sie wollen. Denn wie ein Alexander von Humboldt manche Erscheinung unserer Bodengestaltung erst dann verstanden hat, als er dieselbe Erscheinung in riesenhaftem und daher deutlicherem Maßstabe an den Anden in Südamerika wiederfand: so lernen wir die feineren Züge unseres Lebens nicht selten erst dann richtig würdigen, wenn wir sie schärfer ausgeprägt und hervorstechender in der Geschichte anderer Völker finden. Da reicht oft ein einziger Blick hin um uns die Rätsel unseres Lebens zu lösen.

Diese Antwort hätte ich zu geben, wenn man von uns eine zu große Bevorzugung nationaler Bildungsmittel verlangt.

Aber vielleicht hat die andere Forderung, daß wir in unseren Schülern Deutschen Sinn und Charakter hegen und pflegen sollen, eine tiefere Bedeutung!

Hochverehrte Anwesende! Wenn wir unter Deutschem Sinn und Charakter verstehen die Gemütlichkeit, die Treue, den Fleiß und die Ausdauer, die Einfachheit und Mäßigung, die Tiefe des Gefühls, die Gründlichkeit des Wißens; wenn wir darunter verstehen die Bescheidenheit, die Züchtigkeit, die Frömmigkeit, endlich jene Ruhe in der Gefahr, jene aushaltende Tapferkeit — dann müßten wir Lehrer ja mit dem Abscheu der ganzen Nation gestraft werden, wenn wir diese Tugenden nicht fördern wollten. Aber das alles ist doch nur die eine Seite, ist nur die Glanzseite unseres Nationalcharakters: und es ist ja bekannt, daß jeder Nationalcharakter, also auch der

unsere, auch seine Schwächen hat, und diese oft ein sehr wesentliches Element desselben sind. Sollen wir denn auch diese hegen und pflegen? Eben so wenig dürfen wir ferner vergeßen, daß alle großen Nationen der Vorwelt und Mitwelt, so lange sie groß waren, wenn nicht alle jene herrlichen Eigenschaften, so doch den größeren Teil derselben besaßen und, wenn ihnen die eine oder die andere fehlte, dann dieser Mangel durch andere Vorzüge oft glänzend ersetzt wurde.

Soll uns nun die Wahrheit über alles gelten — und das muß sie doch —: so haben wir Lehrer nur nach Einem zu streben. Nur danach nämlich, daß unsere Schüler das Gute anerkennen wo sie es finden, und wäre es bei den fremdesten Völkern; daß sie dagegen das Mangelhafte zu beßern suchen, und wäre es auch mit ihrem innersten Wesen verwachsen. Freilich liegt da die Gefahr nahe, daß wir unselbständige Nachahmer fremder Sitten und Gebräuche werden: aber diese Gefahr schwindet zu Nichts zusammen, sobald nur unsere Erkenntnis selbst eine richtige und wahre ist. Denn da wird es sich bald herausstellen, daß wir uns manche gute Seite eines fremden Volkscharakters nicht aneignen können, ohne eine eben so gute des eignen aufzugeben. Und wenn es sich in anderen Fällen leicht zeigen wird, daß verschiedene Nationen über dieselbe Sache verschieden, und nicht ohne Grund verschieden, urteilen: so wird uns ja so viel Nationalgefühl von selbst inwohnen, daß wir unsere Ansichten nicht gegen andere aufgeben, die wir nicht für richtiger und beßer halten können.

Und nun frage ich endlich, kennt das Höchste und Schönste, kennt z. B. das Christentum seinem inneren Wesen nach eine Nationalität? Ist nicht vielmehr auch in der Kunst das Schönste und Edelste so weit über der Nationalität erhaben, daß es dieselbe nur deshalb an sich trägt, weil es sonst alle bestimmte Gestaltung verlieren würde, die doch einmal für die Werke der Kunst unentbehrlich ist?

Ich brauche wohl nicht zu befürchten, daß ich misverstanden bin: ich erkenne in dem Nationalen nur das Gepräge; den Wert bestimmt das Nationale nicht. Aber freilich ohne Gepräge kann die Münze nicht sein.

Wenn nun aber das Gepräge nicht fehlen darf, so müßen wir allerdings darauf hinarbeiten, daß dasselbe in reiner geschmackvoller Schärfe und Klarheit heraustritt. Und darum wäre es eine Sünde, wenn unser Unterricht eine antinationale Richtung nähme. Das würde z. B. geschehen, wenn wir das Deutsche dem Fremden, nur eben weil dies ein Fremdes ist, nachstellen wollten. Ja wir müßen noch einen Schritt weiter gehen: wir sollen auch an fremden Bildungsstoffen stets klar machen, was von unserem Wesen und Denken abweicht. Daß also das Nationale nicht in den Schatten tritt, dazu wird weniger der Bildungsstoff, als die Methode seiner Behandlung, also die Art des Lehrens beitragen.

Aber brauchen wir denn überhaupt so viel Sorge um die Erhaltung unserer Nationalität zu tragen, wie man es jetzt von der Schule verlangt? Wenn ich auch dies nicht für eine Notwendigkeit ansehe, so kann ich mich auf ein vollgültiges Beispiel berufen. Denn das kann keine Frage sein, daß von allen Völkern unserer Zeit die Engländer das größte und lebendigste Nationalgefühl haben. Und dennoch stützt sich der höhere Jugendunterricht dieses Volkes fast allein auf das Griechische und Römische Altertum. Woher kommt denn nun dieses große Nationalgefühl? Das kommt besonders daher, daß das politische Leben des Englischen Volkes gesund und bedeutend ist. Denn das Leben und die Geschichte sind es, welche eine Nationalität heben und kräftigen: sollte sie erst aus der Schule entspringen, dann wäre sie eine falsche und gemachte.

So wie ich es nun eine Sünde genannt habe, wenn wir in der Schule gegen unsere Nationalität zu wirken suchten: so spreche ich eben so bestimmt meine Abneigung gegen eine bloße Schul-Nationalität aus. Auch in dieser Hinsicht bleibt wahr was unser großer Göthe sagt:

— — es bildet
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.

3. Schulnachrichten.

1. Zu Michaelis verließ unsere Anstalt der Conrector Dr. Regel um einem Rufe an das Gymnasium zu Celle zu folgen. Mit Bedauern sahen wir ihn aus unserer Mitte scheiden. Aus Neigung Schulmann geworden wirkte er in seinem Berufe mit richtigem Blicke und glücklichem Erfolge und hatte sich bei seinen Schülern und seinen Collegen gleiche Liebe erworben.

2. Zum Conrector wurde darauf der Subconrector Dr. Kohlrausch ernannt.

3. Die durch den Abgang des Conrectors Dr. Regel entstandene Vacanz wurde durch die Berufung des Collaborators Schuster ausgefüllt.

Christian Friedrich Albert Schuster, geboren im Anfange des Jahrs 1821 zu Celle, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis Ostern 1840. Darauf studierte er in Göttingen Philologie und war Mitglied des philologischen Seminars, so wie seit Michaelis 1844 Mitglied des von C. Fr. Hermann geleiteten pädagogischen Seminars. Nach Beendigung seiner Studien trat er am Gymnasium zu Celle sein Probejahr an und blieb an dieser Anstalt als Hülfslehrer und später als Collaborator bis Ostern 1849, wo er als Collaborator an das Gymnasium zu Emden berufen wurde.

4. Durch die Einberufung der allgemeinen Stände des Königreichs wurde der Elementarlehrer Steinvorth seinem hiesigen Wirkungskreise wieder entzogen. Seitdem hat mit gleichem Eifer und gleichem Erfolge wie im Winter vorher der Lehrer Riebe dessen Stelle versehen.

5. Mit Ende des Schuljahrs werden wir auch den Abgang des Collaborators Eckelmann zu bedauern haben, welcher bereits seit mehreren Wochen sein neues Amt als Seelsorger der hiesigen Kettenanstalt neben seinem Lehramte versieht. Das Johanneum verliert an ihm einen treuen charakterfesten Lehrer, dessen Wirksamkeit mit bedeutendem Erfolge belohnt wurde.

6. Eine angenehme Pflicht ist es dem Unterzeichneten die Bereitwilligkeit zu erwähnen, mit welcher der hochlöbliche Magistrat auf mehrere Jahre eine ausreichende Geldsumme zur Vervollständigung der Unterrichtsmittel des Johanneums verwilligt hat. Es wird damit einem lange gefühlten Bedürfnisse abgeholfen werden. Nachdem jetzt die vom Conrector Dr. Kohlrausch begründete Sammlung von Wandkarten vervollständigt ist, wird eine gleiche Sorgfalt auf Vervollständigung des physicalischen Cabinets und auf Anlage eines Naturaliencabinets verwandt werden und wir werden es mit Dank erkennen, wenn wir dabei durch Geschenke an Naturalien unterstützt werden sollten.

7. Denjenigen Schülern der Realschule, welche sich mit der Chemie bekannt machen wollen, wird dazu von jetzt an Gelegenheit geboten werden, indem der Doctor Ackenhausen mit Genehmigung des Patronates einen Cursus in dieser Wißenschaft unter Aufsicht des Directors der Realschule eröffnen wird.

Classenbestand.

	Am 1. März 1849	Darunter Auswärtige	Im December 1849	Darunter Auswärtige	Am 1. März 1850	Darunter Auswärtige
I.	16	13	15	13	13	11
II.	15	14	17	13	17	13
III.	36	28	35	24	35	24
IV.	41	14	35	14	34	14
V.	41	5	50	9	50	9
VI.	50	8	41	6	39	6
VII.	51	3	48	3	48	2
Summa	250	85	241	82	236	79
1. Real.	12	7	9	5	9	4
2. Real.	35	18	38	19	37	18
3. Real.	48	14	47	16	46	13
Summa	95	39	94	40	92	35
Gesammtsumme.	345	124	335	122	328	114

Durch den Tod verloren wir den Primaner Pollitz.

Abiturienten zu Ostern 1850.

Die Maturitätsprüfung wurde am 12. März unter dem Vorsitze des Regierungs-Rats Lodemann, als Königlichen Commissarius, gehalten. Das Zeugnis der Reife erhielten:

August Heinrich Friedrich von Bothmer aus Winsen a. d. L.
August Wilhelm Eberhard Müller aus Osnabrück.
Georg August Lammers aus Lüneburg.
August Christian Schorcht aus Nienburg.
Johann Karl Adolf Weber aus Bovenden.
Johann Georg Ernst Karl Sievers aus Dorfmark.

Sämmtliche Abiturienten beziehen die Universität Göttingen. Der Abiturient Lammers wird Philologie, alle übrigen werden Jurisprudenz studieren.



Anfang des neuen Schuljahrs den 8. April.

Die Prüfung der neu aufzunehmenden Schüler wird am 6. April, Morgens von 9 Uhr an, im Johanneum stattfinden.

Schulfeierlichkeiten.

Mittwoch 20. März, von 9 — 12 Uhr, Prüfung der Classen I, II, III.
Donnerstag 21. März, von 9 — 12 Uhr, Prüfung der Realclassen.
Nachmittags, von 2 — 4 Uhr, Prüfung der Classen IV, V, VI.
Freitag 22. März, von 9 — 11 Uhr, Prüfung der Classe VII.
Sonnabend 23. März, 9 Uhr, Schulactus.

1. Vorlesung der jährlichen Censuren und Bekanntmachung der Versetzung.
2. Deutsche Rede des Abiturienten Lammers.
3. Entlaßung der Abiturienten.

C. A. J. Hoffmann.